

Vermutlich ist das klug gehandelt, denn die Schönheit des langen Bogens riesiger Ulmen trägt, wie die Menschen, die unter den Bäumen hausen, wohl bezeugen können. Lange Zeit waren die Bäume der Stolz der Bewohner gewesen, denn auf geheimnisvolle Weise waren sie der Plage des Ulmensterbens entronnen. Doch seit wenigen Jahren scheinen auch sie vom Unheil befallen zu werden. Im Winter 1979 wütete ein furchtbarer Schneesturm, und im folgenden Sommer hingen an fast der Hälfte der Bäume die Blätter schlaff herab, sie verfärbten sich gelblich und fielen schon während der Hundstage im August herab statt in der zweiten Oktoberhälfte. Man berief Experten, es erschienen drei Lastwagen – jeder mit einem Logo vom Glücklichen Baum versehen –, und die jungen Männer, die aus den Wagen stiegen, trugen

weiße Kittel wie Ärzte. Sie schlenderten um jeden einzelnen Baum, kratzten an der Rinde, schlugen mit Hämmern auf den Stamm, als suchten sie verborgene Kammern, hoben aus dem Rinnstein verrottende Blätter als Muster auf und hielten sie gegen das Licht, das nun am Nachmittag immer schwächer wurde.

Ein weiß gekittelter Mensch bohrte ein Loch in die Ulme, die vor Beryl Peoples' vorderer Veranda stand, steckte seinen behandschuhten Zeigefinger in das Loch, kostete und verzog das Gesicht. Mrs Peoples, eine achtzigjährige Lehrerin im Ruhestand, hatte, seit die Lastwagen angekommen waren, hinter den Vorhängen in ihrem Vorderzimmer gestanden und den Mann beobachtet. Nun schnaubte sie verächtlich: »Wie soll denn das wohl schmecken?«, sagte sie laut. »Nach Erdbeertörtchen vielleicht?« Beryl Peoples,

»Miss Beryl«, wie fast jeder in North Bath sie nannte, lebte nun schon lange genug allein, um an den Klang der eigenen Stimme gewöhnt zu sein, und sie machte nicht immer einen klaren Unterschied zwischen der Stimme, die sie beim Sprechen hörte, und der, die sie beim Denken vernahm. Für sie war das ein und dieselbe Person, und es machte sie so wenig verlegen, zu sich selbst zu sprechen, wie für sich allein zu denken, denn sie war ziemlich sicher, dass sie nicht die eine Stimme zum Schweigen bringen konnte, ohne die andere ebenfalls verstummen zu lassen – und daran hatte sie keinerlei Interesse, solange sie noch so vieles zu sagen hatte, auch wenn der einzige Mensch, der ihr zuhörte, sie selbst war.

Zum Beispiel hätte sie gerne diesem jungen Mann, der an seinem Handschuh gekostet und das Gesicht verzogen hatte, erklärt, dass er in

ihren Augen ein typischer Vertreter dieser irregeleiteten Zeit sei; denn wenn es ein immer wiederkehrendes Motiv in der heutigen Welt gab – einer Welt, mit der Schritt halten zu können die achtzigjährige Miss Beryl allmählich bezweifelte –, so war es die ungenierte Offenheit. »Wie willst du denn wissen, wie's ist, wenn du's nie versucht hast?«, so pflegten es die jungen Leute auszudrücken. Nach Miss Beryls Denkweise – und sie selbst lobte sich als eine Art Freigeist – konnte man oft etwas *vorhersagen*, wenn man sich nur Zeit nahm, die Dinge genau anzuschauen; doch der junge Mann, der gerade an dem Baum gekostet hatte und davon angeekelt das Gesicht verzog, hatte ebenso wenig Grund, enttäuscht zu sein, wie ihre Freundin Mrs Gruber, die im großen Speisesaal vom Northwoods Motor Inn mit lauter Stimme verkündet hatte, dass die

Schnecke, die sie gerade in ihre Serviette gespiesen hatte, ihr weder vom Geschmack noch von der Konsistenz her besonders zusagte. Miss Beryl hatte ungerührt zugesehen, wie ihre Freundin den Mund verzog. »So wie das aussieht – wie hast du denn glauben können, dass es schmeckt?«

Mrs Gruber hatte ihr keine Antwort gegeben. Nachdem sie die Schnecke in die Serviette gespuckt hatte, bestand im Augenblick ihr größtes Problem darin, wie sie nun die Serviette loswerden sollte.

»Sie war grau und schleimig und sah einfach widerlich aus«, gab Miss Beryl zu bedenken.

Mrs Gruber stimmte dieser Beschreibung zwar kleinlaut zu, erklärte dann aber, es sei nicht so sehr die Schnecke selbst als vielmehr der Name gewesen, der sie gereizt habe. »Sie heißen doch auf Französisch *escargot*«, sagte